

- (Hrsg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: eine Einführung. Opladen: Leske + Budrich.
- Neckel, S., 1994: »Gefährliche Fremdheit«. Ästhetik und Kommunikation 23, 45-51.
- Schütz, A., 1972: »Der Fremde: ein sozialpsychologischer Versuch«. S.53-69 in: Broderson, A. (Hrsg.), Gesammelte Aufsätze, Bd.2: Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Sennett, R., 1998: Der flexible Mensch: die Kultur des neuen Kapitalismus. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Simmel, G., 1988: Philosophie des Geldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Simmel, G., 1995: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soeffner, H-G., 1995: Die gesellschaftliche Stellung der Kirche nach dem zweiten Weltkrieg. Konstanz: Unveröffentlichtes Manuskript.
- Van Maanen, J., 1988: Tales of the Field. On Writing Ethnography. Chicago-London: University of Chicago Press.
- Waldenfels, B., 1997: Topographie des Fremden: Studien zur Phänomenologie des Fremden 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Weber, M., 1995: Schriften zur Soziologie. Herausgegeben und eingeleitet von Michael Sukale. Stuttgart: Reclam.
- Wohlrab-Sahr, M., 1997: »Individualisierung: Differenzierungsprozess und Zurechnungsmodus«. S.23-36 in: Beck, U./P. Sopp (Hrsg.), Individualisierung und Integration: neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus? Opladen: Leske + Budrich.
- Zorzi, O., 1999: Gaijin, Manager, Schattenspieler: eine Ethnographie Schweizer Expatriates in Japan. Bamberg: Difo-Druck (Dissertation Universität St. Gallen).

Ronald Hitzler

Existenzbastler als Erfolgsmenschen. Notizen zur Ich-Jagd in der Multioptionengesellschaft

Sein Vor-Denken hat sich über die Jahrzehnte so tief in mein Bewusstsein eingegraben, dass die Ideen von Peter Gross meine eigenen Überlegungen längst eher rhizomartig durchwuchern als dass sie noch »ordentlich« als die seinen identifizierbar oder gar aus- und nachweisbar wären. Diesem ausgesprochen »intimen« Verhältnis weit mehr gedankt als geschuldet will ich mit dem folgenden Beitrag einen kleinen Ausschnitt davon dokumentieren, wie ich die Fundstücke aus dem Gross'schen Theorie-Steinbruch in meiner eigenen »subjektorientierten« Zeitdiagnostik längst ganz selbstverständlich – und mitunter vielleicht bis zur Unkenntlichkeit, aber hoffentlich nicht allzu entstehend – verarbeite, ohne dies ständig in Zitationen aus und Fussnoten zu seinem Gesamtwerk zu belegen.

Der konkrete »Aufhänger« meines Textes ist, wie so oft, die von Peter Gross vor einigen Jahren wieder aufgeworfene und forcierte, klerikal-religiöse Sinnfrage »Wohin soll ich mich wenden?«, die ich im weiteren aber nicht etwa zu beantworten trachte, sondern deren Relevanz als Schlüssel-Frage unserer gegenwärtigen Existenz ich hier vielmehr (lediglich) nochmals zu unterstreichen versuchen will:

1. Das Dilemma der Bastelexistenz

In dem Schlager-Klassiker »Für mich soll's rote Rosen regnen« von Hildegard Knef aus der Frühzeit der Bundesrepublik lautet eine Textzeile: »Ich möcht' nicht allein sein – und doch frei sein!« Grob vereinfacht gesagt, drückt diese Sentenz jenes typisch *moderne* Dilemma aus, unter der »Milieuglocke«, sozusagen in der »Wärme des Kuhstalls« lebend, ein unbeschränktes Mass an Bewegungsfreiheit zu realisieren.

Wenn wir die Prioritäten dieses Wunsches hingegen einfach umkehren, wenn wir statt »Ich möchte' nicht allein sein – und doch frei sein!« den Wunsch so formulieren: »Ich möchte' frei sein – und doch nicht allein sein!«, dann haben wir sozusagen eine Art programmatisches Exempel für die Werteveränderung in unserer *Multioptionengesellschaft* am Übergang zu einer *anderen* Moderne. Während nämlich in der »Origi-

nalversion der – eben typisch moderne – Wunsch geäussert wird, vor allem *nicht allein* zu sein, und im Nicht-Alleinsein dann eben *möglichst* auch noch frei zu sein, geht es in der zweiten Version zunächst und vor allem darum, *frei* zu sein, im Zustand des Freiseins dann aber trotzdem nicht allein sein zu müssen. Diese Attitüde aber betrachte ich als symptomatisch für die Mentalität einer *anderen* Moderne; einer *anderen* Moderne, die mir, ebenso übersimplifizierend gesprochen, unter anderem dadurch gekennzeichnet zu sein scheint, dass das erwirkte Freisein, jedenfalls das mannigfaltige Freigesetztsein, konfligiert mit einem allem Anschein nach evolutionär bzw. anthropologisch angelegten Bedürfnis nach Geselligkeit:

Allein sein nicht aushalten, allein nicht leben zu können, gilt ja auch Peter Gross als essentielles Merkmal des menschlichen Daseins: Der Mensch ist ein geselliges Wesen, ein *zoon politicon*. Und diese anthropologische Konstante liefert uns auch eine *erste* Erklärung dafür, dass Menschen vielerlei soziale Bindungen eingehen, die oft mit erheblichen Zwängen verknüpft sind, und die folglich im Laufe zivilisatorischer Emanzipationsgeschichten immer wieder problematisiert, skandalisiert, zerschlagen werden.

Anders formuliert: Modernisierung besteht zu grossen Teilen auch in solchen Prozessen der Loslösung, der Befreiung aus politischen, wirtschaftlichen, religiösen und – und das ist wohl auch in der Liedzeile von Knef impliziert – aus zwischengeschlechtlichen Abhängigkeiten. Die relevanteste Werteveränderung, mit der wir es gegenwärtig, am Übergang zu einer *anderen* Moderne, zu tun haben, ist infolgedessen die, die aus der trivialen Realisierung dieser modernen Emanzipationsideale für prinzipiell *jedermann* resultiert und die aus uns allen eben *›Kinder der Freiheit‹* macht – und uns dazu verurteilt, selber für uns Sorge zu tragen, und das heisst vor allem: unsere Existenz irgendwie *›selber‹* zusammenzubasteln.

2. Modernisierung: Pluralisierung und Individualisierung

Bekanntermassen unterliegt ja seit geraumer Zeit das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft einem grundlegenden Wandlungsprozess, der immer weitere Teile der Bevölkerung erfasst: Die in vormodernen Gesellschaften *›normal‹*, umgreifende kulturelle Dauerorientierung ist zerbrochen. Vereinfacht gesagt: Im Europa des hohen Mittelalters begann die christliche Weltordnung fragwürdig zu werden und schliesslich in einem über Jahrhunderte sich hinziehenden Prozess zu zerfallen. (Bekanntlich haben dabei ja insbesondere die Lehren der Re-

formatoren die bis anhin geitende Heissgewissheit der vorerzogenen Epoche nachhaltig erschüttert.)

Eine Art kultureller *›Supermarkt‹* für Weltdeutungsangebote aller Art (und auch sozusagen mehr oder weniger jeglicher *›Preislage‹*) hat sich entwickelt – ein Sinn-Markt also, der uns alle bedient mit einer Vielzahl von religiösen, ästhetischen, esoterischen, chauvinistischen, rassistischen, nationalistischen, globalistischen, klassenkämpferischen, konsumistischen, ökologischen, sexistischen und dergleichen Ideen mehr – sowie natürlich auch mit den jeweiligen Anti-Ideen. Gerade angesichts dieser vieldimensionalen Palette ideologischer Optionen gibt es für die mannigfaltigen Entscheidungssituationen, mit denen der einzelne Mensch konfrontiert ist, keine verlässlichen *›Rezepte‹* mehr. Infolgedessen ziehen die Menschen sozusagen ständig von einem Sinngehäuse ins nächste um, ohne dabei je wieder irgendwo eine geistige oder gar geistliche Heimat von vergleichbarer Selbstverständlichkeit und Sicherheit zu finden.

D.h., es gibt zwar nach wie vor *›alte‹*, und es gibt auch immer wieder *›neue‹* Deutungs- und Glaubensangebote, die den Anspruch symbolischer General-Erklärungen erheben. Aber sowohl die Übernahme einer solchen Meta-Sinnwelt, als auch die Frage der Brauchbarkeit dort bereitgestellter Bewältigungsrezepte für je eigene Lebenssituationen verbleiben als Entschluss und Überzeugung beim Einzelnen – und sind ohnehin schon für den Nächsten keineswegs mehr verbindlich. Dieser Wandel, in dem sich allmählich – und zu einem grossen Teil inmitten andauernder traditionaler Vergemeinschaftungen und überkommener sozial-moralischer Milieus – ein Anspruch und auch ein Zwang zum eigen-sinnigen Leben herausbildet, lässt sich mit Peter Gross auch unter dem Etikett der *›Ich-Jagd‹* subsumieren.

3. Um-Strukturierungen des sozialen Lebens

Zur Gegenwart hin nun hat diese Ich-Jagd anscheinend ein historisch einmaliges Ausmass erreicht. Unverschämter formuliert: Konstatieren lässt sich eine zunehmende Verbreitung von Selbstbewusstsein, von Selbstgewissheit, von Durchsetzungswillen – und das heisst natürlich auch: von Bornierung, von Anmassung, von Dreistigkeit bei jedermann und jederfrau, gleich welchen Alters und welcher Positionierung im sozialen Raum.

3.1 Paarbeziehungen und Familienkonstellationen

Ein nicht ganz unwesentliches unter den mannigfaltigen einschlägig relevanten Themen dabei ist das der Emanzipation der Frauen und der (damit einhergehenden) Veränderungen der Geschlechter- bzw. Paar-

beziehungen: Nicht erst heute, sondern wenigstens bereits seit den 70er Jahren erheben Frauen einen Anspruch auf ein eigenständiges, zumindest ihre individuellen Bedürfnisse befriedigendes Einkommen. Und sie sind damit, wie Elisabeth Beck-Gernsheim es so einfühlsam ausgedrückt hat, auf dem Weg »vom Dasein für andere zu einem Stück eigenen Leben«.

Die Konsequenzen dieser alltagspraktischen Emanzipation beschränken sich naturgemäss keineswegs auf die Frauen selber, sondern wirken sich eben auch nachhaltig auf das *Zusammenleben* von Frauen und Männern aus: Ein Umzug gerade im akademischen Milieu z.B. ist heute für Menschen, die noch in sogenannten normalen (Klein-)Familienverhältnissen leben, in der Regel höchst problematisch. Denn es geht dabei sofort um die Frage, wer nun zugunsten der Karriere des anderen wieviel und was aufzugeben bzw. in Kauf zu nehmen bereit ist. Und es ist eben keineswegs mehr selbstverständlich, dass die berufstätige Frau ihre Lebensorientierung an den Wünschen und Belangen ihres Partners ausrichtet. Es ist keineswegs mehr ein selbstverständliches Arrangement, dass die Frau die private Hinterbühne für den erwerbstätigen Mann organisiert. Damit aber ändert sich eben das familiäre bzw. partnerschaftliche Zusammenleben: Die traditionellen Vollzugsformen desselben werden problematisch – soweit sie nicht bereits zusammengebrochen sind.

Dabei geht es inzwischen viel weniger um die Frage ehelicher oder nichtehelicher Lebensgemeinschaften, sondern viel mehr darum, wie es sich in dieser wie in jener Form von Partnerschaft arrangieren lässt, dass man eben so lange zusammen ist, so lange man die Neigung hat, zusammenzubleiben, und dass man auseinander geht, wenn dies nicht mehr (hinlänglich) der Fall ist. Hier findet eine gewisse Umdefinition intimer Beziehungen statt – jedenfalls bei Erwachsenen. Ja, es scheint fast zu einem Indikator dafür zu werden, dass man erwachsen wird, wenn man die (jugendlich) romantische Vorstellung des ewigen Glücks mit dem *einen* Partner aufgibt. Das heisst durchaus nicht, dass langfristige Bindungen zu seltenen Ausnahmen würden. Aber es heisst in der Tat, dass mehr und mehr auch intime Beziehungen und Bindungen als etwas Optionales, als etwas Entscheidbares (und Revidierbares) wahrgenommen werden. Mit anderen Worten: Wenn man zusammenbleibt, dann geschieht das heute weniger aufgrund »äusseren« Drucks oder »aus Gewohnheit«, sondern weil man sich auch heute für den oder die entscheidet, mit dem oder der man gestern schon zusammen war. Das kann zwar immer noch dazu führen, dass man ein Leben lang zusammenbleibt. Man kann aber, ohne dass deshalb »die Welt« (völlig) zusammenbricht, so eine Beziehung eben auch wieder lösen.

Das wirkt sich natürlich auch auf die Kinderaufzucht aus, die ohnehin zu einem immer teureren »Vergnügen« wird: Kinder wachsen immer

öfter nicht mehr in dem auf, was wir – aufgrund unserer kulturellen Gewohnheiten – nach wie vor als die verträglichste bzw. beste Form der Sozialisation von Kindern ansehen, nämlich in einer Familie, die möglichst aus Papa und Mama und einem oder mehreren Geschwistern besteht. Kinder leben inzwischen vielmehr zunehmend in Rumpf- und Teilfamilien bzw. in Konstellationen, die sich aus dem ergeben, was man als »Sukzessivehen« (mit und ohne Trauschein) bezeichnet. Manche dieser Konstellationen sind ungemein verwickelt. Gleichwohl werden Kinder mehrheitlich ganz gut, oft besser als die Erwachsenen, damit fertig: D.h. Kinder gehen anscheinend im grossen und ganzen relativ kompetent auch mit nicht mehr stabilen oder sehr komplexen Familienverhältnissen, mit »multiplen Elternschaften« um.

3.2 Verrechtlichung

Im übrigen lässt sich gerade an der Paar- sowie an der Eltern-Kinder-Beziehung eines der wichtigsten Phänomene des gegenwärtig zu konstatierenden strukturellen Wandels überhaupt exemplifizieren: das Phänomen der zunehmenden *Verrechtlichung* der Sozialbeziehungen zwischen Menschen. Verrechtlichung im hier gemeinten Verstande resultiert aus dem zivilisatorischen Projekt der Moderne schlechthin: Sie ist die Konsequenz der Verwirklichung der Idee von Gleichheit, von Gleichbehandlung, von Gerechtigkeit. Verrechtlichung ist sozusagen die Konsequenz der Grundidee des modernen Zusammenlebens, nämlich eine über das demokratische Staatswesen geregelte formale Gleichbehandlung aller. D.h. man steht in einer direkten Beziehung zu einem relativ abstrakten System, das formal alle Bürger gleich behandelt, und regelt zunehmend die Beziehungen zu anderen Menschen über dieses System.

Diese Verrechtlichung erfasst immer mehr Bereiche unseres alltäglichen Miteinanders, die wir herkömmlicherweise eben anders geregelt haben. *Ein* plattes – aber eben deshalb auch interessantes – Beispiel aus dem hier thematisierten Kontext ist etwa das Gesetz gegen Vergewaltigung in der Ehe. Diese juristische Regelung betrachten die meisten vernünftigen Menschen als zivilisatorischen Fortschritt. Es ist aber eben *auch* eine weitere Verrechtlichung des Verhältnisses zwischen Ehemann und Ehefrau, also das Eindringen *gesellschaftlicher* Kontrolle in eine zuvor anders organisierte zwischenmenschliche (Intim-)Beziehung.

Ein anderes, in der Regel weniger Aufmerksamkeit erregendes Beispiel für Verrechtlichung ist das der Auf- und Ablösung der sogenannten Erziehungsgewalt: Kinder kann man heute nicht nur deshalb nicht mehr so leicht erziehen wie früher, weil die Welt komplizierter geworden ist, sondern auch deshalb, weil sich Kinder heute bereits – und

morgen noch entschiedener – gegen unliebsame Erziehungsmassnahmen *juristisch* zur Wehr setzen können.

Kinder können heute mit guter Aussicht auf Erfolg gegen ihre Eltern klagen. Und sie können dies vor dem Hintergrund, dass Erziehung gegenwärtig ohnehin per se ›verdächtig‹ ist, da sie mit der Vorstellung eines Ungleichgewichts an Lebenskompetenz zwischen dem Erzieher und dem Erzogenen einhergeht. Der Zeitgeist aber insistiert auf die Kompetenz des Kindes; zwar *nicht* auf die Kompetenz, sein Leben tatsächlich selber zu organisieren, und vor allem, für sich selber zu sorgen, aber auf die Kompetenz, selber darüber befinden zu können, ob das, was die Eltern mit ihm machen, das ist, was es als akzeptabel empfindet. Kinderaufzucht wird vor diesem zivilisatorischen Hintergrund zu einem Kostenfaktor in einem viel weiteren Sinne, als wir ihn gegenwärtig – und künftig noch viel nachdrücklicher – politisch diskutieren: zu einem Kostenfaktor nicht (nur) in finanzieller Hinsicht, sondern (vielleicht: vor allem) hinsichtlich der zunehmenden Differenz zwischen erwartbarem Elternglück und endlosem Aufzuchtstress.

Allgemeiner formuliert: Verrechtlichung durchdringt immer stärker solche Bereiche, in denen in der bisherigen Moderne noch vorrechtliche Aushandlungsprozesse zwischen den involvierten Menschen stattgefunden haben. Solche Bereiche nennen wir ›gewachsene‹ bzw. quasi-natürliche sozialmoralische Milieus. Exemplarisch mögen hierfür neben Verwandtschaftsnetzwerken vor allem dörfliche Lebensgemeinschaften stehen. Anders als im (traditionellen) Dorf, wo ein vorrechtlicher Beziehungsraum existierte und alle möglichen sozialen Kontrollen nicht-juristischer Art funktionierten, gibt es symptomatischerweise in der Stadt z.B. mit dem Nachbarn kein informelles Arrangement, wenn der mitten in der Nacht die Stereoanlage aufdreht. Sozusagen ›spätestens beim dritten Mal‹ unternehmen die Leute hier rechtliche Schritte – weil z.B. der Nachbar sich dagegen verwahrt, dass ihm in seine Privatsphäre ›hineingeredet‹ wird.

4. Multiple Optionen und vielfältige ›Kosten‹

Dergleichen sozialstrukturelle Veränderungen liefern uns gemeinhin zufriedenstellende Erklärungen für die zunehmende ›Normalisierung‹ jener existentiellen Situation, in der das Leben wesentlich geprägt ist durch eine Vielzahl von Entscheidungsmöglichkeiten, aber auch von Entscheidungsnotwendigkeiten. ›Multioptionalisierung‹ bezeichnet demnach eher einen Handlungsrahmen als eine Handlungsform des modernen Menschen.

Der Begriff der ›Bastelexistenz‹ bzw. des ›Existenzbastelns‹ soll in diesem Zusammenhang nun sowohl auf die Grundsatzlösung der mit

der Optionenmultiplikation einhergehenden, allgemeinen Handlungsproblematik verweisen, als auch zugleich daran erinnern, dass wir Ich-Jäger typischerweise durchaus keine virtuosen Lebenskünstler, keine Artisten des Daseins, ja dass wir im Normalfall noch nicht einmal in einem vernünftigen Sinne Konstrukteure unseres Lebens sind; dass wir bei der Bewältigung unseres Alltags also gemeinhin keineswegs vorgehen wie etwa Ingenieure, die systematisch technische Probleme lösen. Ich habe vielmehr den Eindruck, dass wir uns eher wie Heimwerker oder Hobby-Bastler betätigen. D.h., dass wir aus dem, was uns kulturell gerade so zur Verfügung steht, bzw. aus dem, was sich ohne allzu hohe ›Kosten‹ besorgen lässt, ›irgendwie‹ das zusammenmontieren, was uns situativ je nötig erscheint.

Denn das eben meint der Begriff des Existenzbastelns: Sich sein Leben zusammenstückeln aus dem, was einem dafür gerade zuhanden ist; aber auch: sich in seinem Leben eben eher wie auf einer Dauer-Baustelle einzurichten als wie in einem fertigen ›Gehäuse der Geborgenheit‹. D.h., mit der Ablösung aus den Bindungen traditionaler Gemeinschaften stehen wir grundsätzlich vor dem Dauer-Problem, unser Leben selber führen und gestalten zu müssen. Und mit Peter Gross können wir somit auch hier von einer tendenziell allumfassenden Optionalisierung sprechen, d.h. von einer ideologischen Emanzipation praktischer Verfügbarkeiten gegenüber jedweder Tabuisierung des Erdenklichen. Anders ausgedrückt: Wir alle bekommen (ständig) mit, was alles ›geht‹. Und wo könnte noch eine Instanz sein, und wie wollte sie sich legitimieren, die uns daran hindern könnte, bei dem, was ›geht‹, mitzugehen, und das, was prinzipiell möglich ist, auch uns selber zu ermöglichen?

Und in dem Masse, wie wir uns aus überkommenen – moralische Verbindlichkeiten produzierenden und stabilisierenden – sozialen Milieus lösen, stehen wir eben nicht mehr eingebunden in gesellschaftliche Formationen, sondern je individuell vor dem Dauer-Problem, unser Leben selber führen und gestalten zu müssen, handeln wir naheliegenderweise auch nicht mehr im Rekurs auf kollektiv akzeptierte Normen und Werte, sondern vielmehr im Hinblick auf individuelle Vorteilserwägungen bzw. auf subjektive Nutzenerwartungen.

Wir verhalten uns aber, und das ist entscheidend, durchaus nicht als ›objektiv‹ rationale Egoisten, sondern lediglich als Optimierer dessen, was wir je situativ – warum auch immer – als in unserem Interesse stehend ansehen. Typischerweise aber begreifen wir nun eben – nochmals: vor dem Hintergrund der Idee der Ermöglichung des Erdenklichen als Praxis von jedermann – als in unserem Interesse stehend nicht mehr die gottgefällige oder einem anderweitig begründeten ethischen Imperativ geschuldete Anstrengung, die dem zentralen Mythos der industriezivilisatorischen Arbeitsgesellschaft nach zum (höheren) Selbstbewusstsein des Produzenten führt.

Neu am Selbstbewusstsein von uns – gemeinen wie aussergewöhnlichen – Optionsopportunisten ist vielmehr, dass wir unser ›Selbst‹ nicht mehr in unserer Leistung suchen, welche idealerweise schliesslich vom Erfolg gekrönt sein sollte, sondern dass wir (wobei auch immer) vor allem Erfolg haben wollen (koste es, sozusagen, was es wolle) und dass wir unseren Erfolg als unsere Leistung anerkannt wissen wollen. Was aber als Erfolg zu gelten vermag, das wiederum ist hochgradig variabel: Der Erfolg des Ich-Jägers kann in Attesten bestehen für beispielsweise Reichtum, Schönheit, Prominenz, Einfluss, Kompetenz, Wagemut und so weiter und so fort. Erfolg impliziert soziale Anerkennung. Soziale Anerkennung aber impliziert auch Erfolg.

Doch auch wenn wir dergestalt symptomatischerweise zur Jagd nach dem erfolgreichen Ich sozusagen verurteilt sind, heisst das keineswegs, dass wir auch alle tatsächlich den Erfolg haben, dessen wir uns zunehmend als bedürftig erachten: Manche von uns haben – aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Beziehungen, ihrer Skrupellosigkeit, ihres Aussehens oder auch einfach ihres Glücks – bessere Chancen, ›gut‹ zu überleben, andere haben schlechtere Bedingungen, haben sozusagen die schlechteren Karten. Vereinfacht ausgedrückt bringen die für die Gegenwartsgesellschaft symptomatischen Existenzbedingungen eben eine Vermehrung von Handlungsressourcen und Handlungsalternativen für solche Akteure mit sich, die die Kompetenzen haben dafür, die zunehmende Komplexität der Multioptionalisierung für sich zu nutzen. Andererseits befördern derlei Prozesse aber auch die Erfahrung vermehrter Daseinsprobleme und vermehrt einengender Restriktionen bei solchen Akteuren, die diese Kompetenzen (warum auch immer) nicht besitzen.

Daraus resultiert eine gewisse, unschwer beobachtbare, sozusagen neoexistentialistische Larmoyanz – über anomische Zustände, Deprivationen und neue Depressionen zum Beispiel. Diese existentiellen ›Kosten‹ gibt es zweifellos. Gleichwohl erweisen sie sich bei näherer Betrachtung aber eher als Ausnahmefälle, denn als alltägliche Normalität; als Ausnahmefälle allerdings, die von einer bestimmten, therapeutisch orientierten Expertenklasse – nicht ganz uneigennützig – ›gepflegt‹ und mit Emphase auf der Agenda des öffentlichen Interesses gehalten werden.

Unterdessen ›mutiert‹ der funktionale Leistungserbringer der industriezivilisatorischen Arbeitsgesellschaft zum transfunktionalen Erfolgsmenschen der Multioptionsgesellschaft am Übergang zu einer ›anderen‹ Moderne. Einfacher ausgedrückt: Wählen-Können und Wählen-Müssen werden zu einem Standardproblem des Lebensvollzugs von ›jedermann‹: Wir können, zumindest prinzipiell, unsere Arbeit, unseren Beruf, unsere Vereins-, Partei- und Religionszugehörigkeiten wechseln. Wir können umziehen, uns scheiden lassen und in immer neuen

Familien-Konstellationen leben. Wir können unsere Habe vermehren, verkaufen und verschleudern. Wir können uns subkulturelle Stile aneignen in Habitus, Kleidung, Sprache, Sexualverhalten – oder worin auch sonst immer. Wir können unser Selbstverständnis ändern, und wir können uns (immer) neue Images zulegen.

Immer mehr von uns erheben dergestalt Anspruch darauf, ein eigensinniges Leben zu leben. Das bedeutet allerdings keineswegs, dass wir typischerweise besonders ›originelle‹ Leben führen würden. Es bedeutet lediglich, dass immer mehr Menschen sozusagen ›ausgebettet‹ sind aus sozialstrukturellen Verbindlichkeiten und Verlässlichkeiten. Und es bedeutet auch nicht, dass nun zwangsläufig immer mehr Menschen immer öfter immer ›merkwürdigere‹ Verhaltensweisen entwickeln müssten. Es heisst lediglich, dass überkommene Stereotypen des Verhaltens immer weniger verlässlich prognostizierbar sind: Männer z.B. übernehmen Gewohnheiten, die in modernen Gesellschaften herkömmlicherweise als spezifisch weiblich galten (Schmuck tragen, Kinder betreuen, Kosmetika verwenden); Frauen adaptieren ›Männergewohnheiten‹ (im Beruf, im Sport, in der Liebe); alte Menschen unterhalten sexuelle Beziehungen; junge Leute ernähren sich diätetisch; Arbeiter tragen Designerschuhe; Oberschichtangehörige rackern sich an Kraftmaschinen ab; Deutsche schwärmen für toskanische Weine; Italiener tanzen Flamenco; Türken sehen aus wie Schweizer; Engländer riechen wie Bulgaren; Öko-Freaks entdecken ihre Managementtalente; Yuppies verkleiden sich als Punks; Punks werden Geschäftsleute; Kirchengemeinderäte lassen sich tätowieren; Pazifisten tragen Uniform; und dergleichen mehr.

Kurz: Unser Dasein ist geprägt von der Zuwendung zur und von der Auseinandersetzung mit der Erfahrung, dass um uns her mannigfaltige Optionen der unterschiedlichsten Art bereitstehen, die mit mehr oder weniger ›Kosten‹ – ebenfalls unterschiedlichster Art – verbunden sind. Massgeblich für unser Tun und Lassen, für unser Wählen und unser Entscheiden sind somit vor allem unsere subjektiven, ja unsere je aktuellen Präferenzen. D.h., das, was wir im Zweifelsfalle vorziehen, kann sich, abhängig von unseren je individuellen Neigungen und situativen Umständen, jederzeit ändern.

Auf der ›Agenda‹ unseres Zusammenlebens am Übergang zu einer anderen Moderne steht folglich zunehmend weniger die Durchsetzung von Teilhabeoptionen, Mitsprache- und Selbstbestimmungsrechten für jedermann, als vielmehr die Frage der wechselseitigen Verlässlichkeit; d.h. die Frage, wie wir wieder ›Sicherheit‹ gewinnen können im Umgang miteinander, wenn wir stets und ständig damit rechnen müssen, mit immer neuen – für uns einmal mehr, einmal weniger problematischen – Plänen, Entwürfen und Entscheidungen von anderen Akteuren konfrontiert zu werden, weil in der gegenwärtigen historischen Si-

tuation Individuen sich eben nicht mehr kollektiv und selbstverständlich an vorkonstruierten Verhaltensmodellen ausrichten. Unbeschadet dessen handeln wir selbstverständlich in weiten Teilen nach wie vor im Rückgriff auf eingelebte Routinen, auf bewährte Deutungsschemata und auf idiosynkratische Stimmungen – vor allem deshalb, weil gerade dies in den meisten Alltagssituationen schlicht die effizienteste Form ist. Allerdings sind uns diese Rahmenbedingungen unseres Handelns eben nicht fraglos vorgegeben, sondern sie sind von uns typischerweise gewollt – oder doch zumindest ›bewusst‹ hingenommen.

5. Die Sehnsucht nach (Verführung zur) Gemeinschaft

Natürlich ist dieser auf seine subjektive Nutzenmaximierung bedachte Existenzbastler und Ich-Jäger ein ›Homunculus‹, ein theoretisches Konstrukt, eine einseitige Überzeichnung von uns allen, die wir nach wie vor eben auch unsere kleinen familialen, lokalen und ›ständischen‹ Bindungen pflegen und erdulden. Zu bedenken ist dabei jedoch, dass auch die tradierten Gesellungsformen wie Familie, Nachbarschaft, Betrieb und kirchliche Gemeinde usw. unter Individualisierungsbedingungen typischerweise nicht mehr einfach biographiewahrend ›da‹ sind, sondern von den Interessenten gewählt, hergestellt und (oft mühsam) ›gemanaged‹ werden müssen. Auch sie bieten somit kaum noch zeitstabile Sicherheiten. D.h., dass selbst kulturelle Folgsamkeit und soziale Fügsamkeit vom Existenzbastler weniger als auferlegte Erwartung erfahren, sondern gegebenenfalls als Effekt konkreter wie genereller Kosten-Nutzen-Abwägungen praktiziert wird.

Demgegenüber werden die Formen der direkten Ankoppelung des Einzelnen an das ›eherne Gehäuse‹ der Gesamtgesellschaft, insbesondere an deren ökonomische, politische, juristische und medizinische Institutionen, anscheinend immer zahlreicher und anscheinend auch immer alternativloser. Anders ausgedrückt: Die normierende Bedeutung solcher Rahmenbedingungen, wie Erwerbsarbeitsmarkt, Rechts(staats)prinzipien, Bildungs- und Gesundheitswesen, soziales Sicherungssystem, aber auch wie Waren-, Dienstleistungs-, Informations- und Unterhaltungsangebote für die Regulierung des individuellen Lebensvollzugs nimmt zu.

Infolgedessen steigt – während sich die individuellen Optionen des Entscheidens vervielfältigen – zugleich der relative Aufwand für ›eigen-sinnige‹ Entscheidungen. Dass es ›etwas teurer‹ ist, einen besonderen, nämlich eben einen je eigenen ›Geschmack‹ zu haben, ändert gleichwohl durchaus nichts daran, dass selbst völlige Anpassungsbereitschaft

typischerweise nicht mehr als (mehr oder minder) ›bewusstloser‹ Traditionsvollzug begriffen werden kann. Eher resultiert der Verzicht auf einen eigenen Sonder-Geschmack aus einer Art subjektiver ›Kalkulation‹ von Für-und-Wider. Anders ausgedrückt: Selbst schlichtes Mittun wird unter diesen Umständen zu einer möglichen, ›rationalen‹ Konsequenz der individuellen Bereitschaft, mitzutun.

Das individuelle Dasein in der Multioptionsgesellschaft ist somit sozusagen per Definition ein ›freigesetztes‹. D.h., während der Prozess, besser die Prozesse der Freisetzung des Individuums in der bisherigen Moderne im wesentlichen als – wenigstens mentale – Freisetzungen aus Kollektivbindungen heraus erfolgte, ist die emanzipierte Existenz nunmehr symptomatischerweise begleitet von ›Sehnsucht nach Gemeinschaft‹.

Denn wir Ich-Jäger sind kaum noch irgendwo ›eingeboren‹. Wir sind kaum noch selbstverständlich Mitglieder. Wir sind vielmehr aus Selbstverständlichkeiten ›ausgebettet‹. Um uns wieder ›einzubetten‹, müssen wir uns für irgendwelche (typischerweise biographisch mehr oder minder rasch wechselnden) Mitgliedschaften entscheiden. D.h., wir suchen Anschluss, nehmen Kontakt auf, gehen Beziehungen ein, treten bei, schliessen uns mit anderen, mit ›Gesinnungsfreunden‹, wieder zu (Teilzeit-)Gemeinschaften aller möglichen Arten zusammen und werden eben wieder (irgendwo) Mitglied: in einem Arbeitslosen-Selbsthilfe-Sportverein, in einem Sado-Maso-Netzwerk, in einem Senioren-Bodybuilding-Studio, in einem gewalttätigen Fussball-Fanclub, in einem Gesprächskreis schwangerer Frauen, in einer Nichtraucher-Bastelgruppe, in einem Mountain-Bike-Club, in einer Behinderten-Initiative, in einem Selbstverteidigungs-Komitee, in einer Naturkost-Genossenschaft, in einer Techno-Posse – um hier nur ein paar triviale Beispiele zu nennen.

Kurz gesagt: In Korrespondenz mit den genannten, sozusagen ›materialen‹ Veränderungen unseres Alltagslebens hat sich eine Art kultureller ›Supermarkt‹ für Weltdeutungsangebote aller Art entwickelt. Und da wir uns nun eben tagtäglich nachgerade unumgänglich durch eine letztlich unüberschaubare Fülle solcher, oft widersprüchlicher Sinn- und Vergemeinschaftungsoptionen bewegen, besteht die Kunst des Überlebens am Übergang zu einer anderen Moderne also ganz wesentlich in der kompetenten Teilhabe an und in der kompetenten Handhabung von solcherart Sinn- und Vergemeinschaftungsoptionen.

Attraktiv scheinen für den Existenzbastler dabei weniger solche Sinnangebote zu sein, die mit dem Anspruch einhergehen, verlässliche Antworten verbindlich zu geben, als vielmehr solche Vergemeinschaftungsoptionen, die er als mit seiner je existentiellen Situation kompatibel erfährt. Anders ausgedrückt: Entwickeln, verstetigen und vermehren werden sich vermutlich auch künftig vor allem solche Gesellungs-

formen, deren wesentlichstes Kennzeichen darin besteht, dass sie nicht mit den herkömmlichen Verbindlichkeitsansprüchen einhergehen, welche üblicherweise aus dem Verweis auf (wie auch immer geartete) Traditionen oder aus dem Verweis auf ähnliche soziale Lagen resultieren, sondern dass sie auf der Verführung je einzelner Menschen zur habituellen, intellektuellen, affektuellen und vor allem zur ästhetischen Gesinnungsgenossenschaft basieren.

Die Konsequenzen dieser Bindungs labilität für den sozusagen strukturell von ›Sehnsucht nach Gemeinschaft‹ erfüllten Existenzbastler und Ich-Jäger bleiben dabei notwendig ambivalent: Zum einen bestätigt sich dergestalt (gewollt oder ungewollt) seine relative Unabhängigkeit gegenüber je sozial approbierten sittlich-moralischen Imperativen. Zum anderen verstetigt er so aber auch seine relative Unsicherheit im Hinblick auf normativ-verlässliche – und damit existentiell entlastende – Gewissheiten und Routinen. Kurz: Er möchte eben frei sein und doch nicht allein sein. Jedenfalls möchte er in seiner Freiheit dann nicht allein sein, wenn, und auf die Art und Weise, wie ihm gerade danach ist.

6. Fazit: Auf dem (Um-)Weg in die Einsamkeit?

Die Rede davon, dass wir in der Multioptionsgesellschaft sozusagen zwangsläufig unsere Existenz zusammenbasteln, impliziert vor allem, dass wir unser Leben weit weniger planvoll führen, als dass wir mit unzusammenhängenden Rahmenbedingungen so umgehen, dass daraus ›irgendwie‹ unser je eigenes Dasein entsteht. Wesentlich dabei ist, dass Zufall, Schicksal, Fügung, kurz: Umstände, die von uns nicht gewollt, die uns auferlegt sind, gleichwohl immer weniger ›ergeben‹ hingenommen oder in traditionellen Bewältigungsformen aufgefangen werden. Sie sind einfach ein Grossteil des ›Materials‹, mit dem wir unsere Existenz zusammenbasteln – sozusagen ohne Masterplan. Das heisst: Wir ähneln weniger Ingenieuren als vielmehr Heimwerkern mit mehr oder weniger Improvisationstalent. Wir machen aus dem, was uns ›gerade‹ zur Verfügung steht, möglichst das, was wir für das Beste halten.

Dadurch wird die je individuelle Bastelkompetenz tatsächlich immer wichtiger: Manche von uns bekommen, warum auch immer, ihre Existenz recht geschickt ›in den Griff‹. Andere hingegen pfuschen eben ihr Lebtag an ihrem Leben herum. Üblicherweise gehört man also dann zu den sogenannten Modernisierungsgewinnern, wenn man mit dem Individualisierungsprozess kompetent umgehen kann. Da individuelle Bastelkompetenz aber so oder so in aller Regel eher eine Notwendigkeit des Überlebens darstellt, als dass sie uns zum artistischen Ideal würde, erschaffen wir in ihrer Anwendung eben selten so etwas wie ein

Lebens-Gesamtkunstwerk, sondern erzeugen – beiläufig – meistens eher eine Art *Dauerbaustelle des Daseins*.

Daran gewöhnt, fühlen wir uns dementsprechend inzwischen typischerweise unwohl in den herkömmlichen, oft allzu festen Gehäusen von Bindungen und Bedeutungen. Infolgedessen wird das immer wichtiger, was wir ›posttraditionale‹ Formen der Vergemeinschaftung nennen: Gemeinschaften, in die man leicht ein- und aus denen man leicht wieder austreten kann, Bindungen, die einen nicht dauerhaft verpflichten und festlegen, sondern die man dann und in dem Masse eingehen kann, wie sie einem gerade ins eigene Bastelkonzept passen.

Auch dabei entstehen mitunter hochgradig intensive Wir-Gefühle, gibt es punktuelle Solidarität und Loyalität. Aber der grundsätzlich dauerhafte Verpflichtungscharakter traditionaler Gemeinschaftsformen – wie der der Familie bzw. der Verwandtschaft, in die man hineingeboren wird, der Dorf- oder der Kirchengemeinschaft, in der man aufwächst, der Eid-Genossenschaft, auf die man einen Schwur leistet –, diese Art von sozialer Festlegung und Vereinnahmung wird individuell unwesentlicher – mit allen daraus resultierenden Konsequenzen, den erwünschten ebenso wie den unerwarteten und unangenehmen: Die Bande, die wir lösen, sind ja, darauf weist auch gerade Peter Gross bekanntlich immer wieder hin, nicht nur Fesseln, sondern auch Vertrauensbeziehungen, Verlässlichkeiten.

Diese Tendenz zu posttraditionalen Formen des Miteinanders gilt übrigens – zumindest prinzipiell – auch für die oben bereits thematisierte ›kleinste Form‹ der Vergemeinschaftung, für die Paarbeziehung, denn jeder von uns hat eben seine – biographisch natürlich keineswegs stabile – Idee davon, wie er *selber* leben und *welche Art von Beziehung* er leben möchte. Und zu dieser, in der Regel eher vagen, keineswegs rational durchdachten Idee muss man einen Partner finden – mit den richtigen Eigenschaften und einer möglichst ›passenden‹ (kompatiblen) Beziehungsidee. Trotzdem gibt es auch heute noch eine Besonderheit an der Paarbildung: eben die, dass die ›Herstellungskosten‹ einer solchen Beziehung relativ hoch sind, und die Auflösungskosten gegebenenfalls auch – höher jedenfalls, als wenn es um typische Freizeitgemeinschaften geht. Denn man investiert doch nach wie vor einiges in den, mit dem man tatsächlich zusammenlebt. Das fängt mit den Balzritualen an und hört bei allerlei Kompromissen bei der Urlaubsplanung und Wohnungseinrichtung noch lange nicht auf. Und wenn man dann auch noch Kinder produziert, dann zieht der temporäre Spass der libidinösen Verführung doch, wie ebenfalls bereits angedeutet, einiges an dauerhaften Verpflichtungen nach sich.

So gesehen ist es für Existenzbastler ziemlich riskant, sich zu paaren. Denn auch wenn man eine Zeit lang durchaus willig und auch in der Lage ist, seine je eigenen Interessen zugunsten der Beziehung hintan-

zustellen, werden einem im weiteren Lebensverlauf doch irgendwann die alten und neuen eigenen Interessen einfach wieder zunehmend wichtiger. Dazu kommen die bereits erwähnten Umstände, die es zu bewältigen gilt. Beobachtbar ist z.B., dass die Zahl der sogenannten Doppelkarrierepaare steigt, und dass die jeweiligen Karriereinteressen und -zwänge beider Partner erhebliche Koordinationsprobleme auslösen. Das fängt mit dem Öffnen von Zeitfenstern für erwelche Gemeinsamkeiten an: Kann man sich noch auf eine Sportart einigen, die man zusammen betreiben will? Oder auch nur auf eine Fernsehsendung, statt sich einfach in verschiedenen Zimmern vor die Geräte zu setzen? Das erstreckt sich auf die einvernehmliche Verteilung von Pflichten. Das kompliziert sich bei der Frage nach einem Wechsel des Wohnsitzes, und das wird besonders erheblich im Hinblick eben auf die Aufzucht von Kindern.

Aus diesem gegenwartssymptomatischen Beziehungsstress lässt sich allerdings keineswegs schliessen, dass die sogenannte gute alte Ehe also doch die – wie auch immer verstanden – »bessere« Form des paari-gen Zusammenlebens gewesen wäre. Jedenfalls dürfen wir nicht vergessen, dass die traditionellen Ehen und Familien oft nichts anderes waren als Verbindungen zur Bewältigung relativer Not. Darüber hinaus bzw. ansonsten waren sie eben vor allem Gewohnheits- und Gewöhnungseinrichtungen: über lange Zeiträume ziemlich alternativenlos, wenn man am normalen Sozialleben teilnehmen wollte. Im Verhältnis dazu ist die Auflösung auch einer Paarbeziehung inzwischen dann doch kein grosser »Akt« mehr. Auch in Bezug hierauf wägen wir heute viel stärker Vor- und Nachteile einer Trennung gegenüber einem subjektiv sinnentleerten Beieinanderbleiben ab.

Dergestalt bewegen wir uns alle – wenigstens prinzipiell – ständig auf einem komplizierten Markt von Attraktivität und Aufmerksamkeit. Auf diesem Markt aber ist – inzwischen fast konkurrenzlos – ein Erfolgstypus angesagt: Der junge, urbane, wohlhabende Mensch: flexibel und fit in jeder Beziehung. Auch ein bisschen skrupellos muss er sein, aber er muss auch »einstecken« können. Denn die anderen »Marktteilnehmer« sind ja auch alle – mehr oder weniger »strategische« – Ich-Jäger, von denen auch jeder über sein eigenes Leben Regie führen will und folglich auch – mehr oder weniger geschickt – versucht, den anderen *ihm* »ins Konzept« passende Rollen zuzuweisen. Aber da wir eben alle Regie führen wollen, kommen wir uns mit unseren »scripts« bei unseren »Auftritten« naheliegenderweise oft – und immer öfter – in die Quere. Und weil keiner von uns sein Leben lang jung, fit und flexibel bleiben kann, weil jeder irgendwann älter, schwächer – und vielleicht auch hässlicher – wird, verliert auch jeder mehr und mehr, wenn und weil er seine Defizite nicht irgendwie »anders« ausgleichen kann.

Mit der notwendigen Unverblümtheit formuliert: Attraktivität und Durchsetzungsvermögen werden zu den wichtigsten Zwängen eines erfolgreichen Lebens unter den Bedingungen einer symptomatisch auf Verführung statt auf Verpflichtung basierenden Multioptionsgesellschaft. Sich diesen Zwängen nicht entziehen zu können – es sei denn um den Preis der Nichtteilhabe an den existentiellen Jedermannsfreiheiten der »anderen« Moderne –, das ist sozusagen das *Purgatorium*, das für jeden einzelnen von uns in die Ich-Jagd eingelassen ist. Vielleicht aber glimmt in diesem Fegefeuer unserer kulturnotorischen »Eitelkeiten« doch auch schon eine Ahnung davon, dass *eine* Welt tatsächlich nicht genug sein könnte...

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
des Bübler-Reindl-Fonds der Universität St. Gallen (HSG)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Moderne Zeiten : Reflexionen zur Multioptionsgesellschaft. / Hrsg.: Achim
Brosziewski; Thomas Samuel Eberle; Christoph Maeder. - Konstanz : UVK-
Verl.-Ges., 2001
ISBN 3-89669-800-1

ISBN 3-89669-800-1

©UVK Verlagsgesellschaft mbH, Konstanz 2001
Einbandentwurf: Riester & Sieber, Konstanz
Satz: Dieter Heise, Konstanz
Druck: Digital Druck AG, Birkach

UVK Verlagsgesellschaft mbH
Schützenstr. 24 · 78467 Konstanz
Tel. 0 75 31-90 53-0 · Fax 0 75 31-90 53-98
www.uvk.de

Inhalt

Zur Attraktivität und Aktualität der Multioptionsgesellschaft. 7

1. Steigerung und Zerstörung

Thomas S. Eberle

Are the Great Warriors dying?
Aborigines in der Multioptionsgesellschaft. 25

Franz-Xaver Kaufmann

Weltverlust und Lebenskunst 43

Ulrich Beck

Der hässliche Bürger 57

Achim Brosziewski

Innovation und Erfahrung.
Über Generationen und die Zeiten der Gesellschaft 69

2. Transformation und Triebkraft

Thomas Olk

Bürgerengagement und aktivierender Staat –
zwei Seiten einer Medaille? 83

Rolf Heinze / Christoph Strünck

Bürgerschaftliches Engagement
inmitten von Markt und Staat. 99

Bernhard Badura

Bürgerorientierung als Reformziel im Gesundheitswesen . . 113

Eckart Pankoke

Netzwerke und Lernprozesse:
Komplexitätsmanagement als Kunst des Möglichen. 125

Anne Honer

»In dubio pro morbo«: Medizinische Dienstleistungen
zwischen technischen Optionen und ethischen Ligaturen. . 141

3. Fluchten, Zwischenwelten, Exodus-Phantasien

Hubert Knoblauch

Ekstatische Kultur.
Zur Kulturbedeutung der unsichtbaren Religion 153

Olaf Zorzi

Abenteuer, wohin man blickt –
Bemerkungen zur Ethnographie (in) der Moderne 169